

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 62.

Dienstag, 14. März.

1916.

## Sintje.

[Nachdruck verboten.]

[9. Fortsetzung.]

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schraft.

Der Boudonellieffeller war bis auf den letzten Platz gefüllt. Papa Toone hatte Nefanne gemacht im Quartier des Marolles für die Premiere seines Sohnes. Denn das Stück, das heute abend über die kleine Bühne gehen sollte, war das Werk seines Sohnes Nefke.

Wie zu ihrer Kinderzeit hatte Sintje neben der Gere auf der kleinen Estrade. Ihre Augen schimmerten in gespannter Erwartung, ihr bangte, ob den Leuten Domkes Stück gefallen würde, denn es war anders als die Stücke, die sonst hier gespielt wurden. Arme, natürliche Menschen waren Domkes Helden. Keine Könige und Prinzessinnen. Und noch eine weitere kühne Renovation hatte er getroffen: die Marionetten bezeichneter ihren Rang nicht mehr wie bisher durch ihre körperliche Größenverschiedenheit, sondern standen einander gleich in der Größe, als seien sie alle miteinander Durchschnittsmenschen, auch der reiche Graf, Nefkeses Verführer. Denn Nefke Berle Amour war die Geldbin des Stücks, Domke hatte das bekannte Lied seinem Texte zugrunde gelegt.

Nun ging der Vorhang auf.

Da bewegten sich die Marionetten in einer engen Gasse, schlecht gekleidet wie das Publikum selbst, und sprachen im Dialekt der Marolliens.

Ein Murren entstand im Publikum. Gatten sie dafür ihren Cent bezahlt, ihresgleichen zu sehen? Purpurmäntel und wallende Seidengewänder wollten sie sehen, und hochtrabende Worte wollten sie hören für ihr Geld!

Sintje wurde es bang ums Herz.

„Großmutter, bring sie zur Ruhe! Laß das Murren nicht aufkommen! Sie müssen hören, sie müssen.“

Sie hörten auch endlich zu. Sie lachten über ein paar derbe Witze Sintjes. Der war den meisten ja schon aus dem Munde bekannt, dieser brave, edelmütige Sintje.

Und Nefke Berle Amour, was das doch für eine schöne Sache war, und verführerisch dazu mit ihrer weichen Schmeicheleintrune. Aber drum! Wie konnte sie dem Grafen nur glauben, der ihr so schöne Dinge von der Liebe sagte! Einem Reichen glauben!

„Nefke, fall nicht rein“, schrie eine wohlmeinende Warnerstimme aus dem Publikum. Aber die zierliche Nefke auf der Bühne hörte nicht darauf.

Und wie der Vorhang wieder aufging, stolzierte Nefke in Samt und Seide einher. Doch trug sie den Kopf, und sie grüßte ihre Mutter nicht, die bettelnd am Wege stand.

Wenn nun das starke Drahtgitter nicht gewesen wäre, würde die kleine Nefke von wütenden Fäusten zertrümmert worden sein.

„Wut, schön dich, du! Respekt vor der Mutter, du Dirne!“

Die Gere hob drohend die Gerte. Aber Sintje fiel ihr in den Arm.

„Laß sie doch schreien, Großmutter, laß sie, laß sie! Sie sollen schreien! Es ist schön so, sie sollen toben!“

Sie war erragt, als habe sie selbst das Stück verfaßt, und sie hatte doch nur das seidenne Kleid der kleinen Nefke genäht. Von Madame Gerard hatte sie sich den schillernden Seidenrest erbettelt.

Sie kannte das Stück schon, Domke hatte es ihr vorgelesen. Aber nun mußte sie doch schluchzen, als hörte sie es zum erstenmal, das traurige Schicksal der armen törichten Nefke Berle Amour.

Verlassen! Verlassen mit ihrem Kind sitzt sie da. Wo ist er nun, ihr reicher Graf? Ja, wo ist er?

Das Publikum lacht und höhnt.

„Wo steht er, dein Reicher? Au, au, Nefke!“

Da kam Sintje, der schöne Sergeant, mit dem Ehrenkreuz auf der Brust.

De t'n enfant j's'rai l'monpère!

„Bravo! Surral! Hoch Sintje!“

Was will die Mutter der Gere? Kann sie all die Köpfe auf einmal treffen? Kann sie ein brandendes Meer zur Ruhe zwingen? Sie jauchzen und toben, die aufgeregten Marolliens: „Witze, herauß!“ „Domke, das Puppenonkelchen, soll zu uns heraußkommen.“ „Unser Dichter herauß!“ So schrien sie laut durcheinander, und Sintje freischte mit: „Domke raus! Domke, Domke!“

Da erschien er, hoch oben in der Luft schwebend. Der große, schlaffe Jan trug den kleinen Domke auf seinen Schultern herein.

„Geh unser Dichter!“

Sie wollten ihn in die Schenkstube haben, sie wollten ihm einen Festtrank geben.

Er stand auf einem der Tische, der kleine Stücke-schreiber, und Mann für Mann defilierte vorüber und schüttelte ihm die Hand.

Da bahnte sich Sintje mit Hilfe ihrer spigen Ellbogen einen Weg durch die Leute. Mit einem Sprunge stand sie auf dem Stuhle bei dem Tische des Gefeierten und schlang beide Arme um den Hals des schwächlichen Gelden und küßte ihn vor aller Augen.

Domke wurde blaß und rot und sah plötzlich die Hände nicht mehr, die sich ihm noch entgegenstreckten. Er stieg eilig von seinem Tische herunter, als schwindele ihn da oben. Bei den anderen in der Reihe am Tische trollte er nun sitzen und sich austrinken lassen und fröhlich sein.

Papa Toone stand hinter dem Schenktische, wo er Faro verzapfte und die Schnapsgläser füllte. Über sein rundes, rotes Gesicht liefen glühende Tränen, und er achtete es nicht, wie sie ihm langsam in seine Gläser hineintropften. Ein Lausie aber, der ihn eine Weile beobachtet hatte, rief laut: „Seht, Papa Toone versauert uns da in aller Stille sein Gebräu mit seinem süßigen Augenwasser!“

„Das wird euer Bier nicht bitter machen“, gab der Alte schlagfertig zurück. „Das ist pure Freude, die da hineintropft, süß wie Honig. Hier! Eigentlich sollt ihr's auch teurer anrechnen!“

Und lachend holten sie ihre Gläser bei dem glücklichen Schenkbirektor, dem Vater des Dichters, ab.



„A vot' santé, mossieu l'Directeur! Vive le pòtè!“

Domke hatte sich heimlich einen Fußschemel auf seinen Stuhlsetz gestellt. Darauf thronte er nun und überfah so den Tisch und stieß an und nickte nach rechts und nach links.

Auch mit dem fremden Komödianten, mit Jan l'Grand, stieß er an. Was war der jetzt neben ihm? Wen verlangte nach seinen glatten Reden? Wer kümmerte sich um den? Er, Domke war der Held. Endlich widerfuhr ihm Gerechtigkeit, endlich kam es an den Tag, was so verborgen in ihm gesteckt hatte. Und Fintje hatte ihn geküßt. Vor allen Leuten hatte sie ihn geküßt. Gutmütig stieß Domke mit dem besiegten Rivale an.

Aber das stille, fleißige Puppenonkelfchen war das Trinken und Besulieren nicht gewöhnt.

Und bald wußten sie alle nicht mehr, warum sie mit dem Trinken begonnen hatten, noch wen sie feiern wollten.

Domke war lautlos von seinem hohen Sitze heruntergeglitten, schlafend lag er nun unterm Tische, und keiner kümmerte sich mehr um ihn.

Nur Jan l'Grand blickte sich, zag ihn behutsam zwischen den Tischbeinen hervor und trug ihn wie ein Kind in den Armen hinauf in seine Schlafstube, wo er ihn aufs Bett legte.

#### Viertes Kapitel.

Seit Wochen hatte sich Miese nicht mehr im Atelier Madame Gérards sehen lassen. Fintje sorgte sich um sie. War Miese krank, oder hatten die Schläge der Mutter sie so übel zugerichtet, daß sie sich schämte, sich zu zeigen? Fintje enthielt sich eines Verhörs, dem sie die Freundin unterzogen hatte, als diese einmal mit einem blauen Auge im Atelier erschienen war.

„Wer hat dich geschlagen?“

„Mutter.“

„Schlägt der Stiefvater dich auch?“

„Der schlägt mich nicht“, hatte Miese geantwortet und war noch weißer geworden und hatte sich geschüttelt wie im Fieberfrost, so daß Fintje mitleidig ihr Fragen eingestellt hatte.

Nun ließ es sie nicht länger ruhen, sie mußte die Verschollene auffinden, obgleich sie nur ungern in deren ungemütliches Heim eindrang. Die Angst um die geliebte Freundin trieb sie in den Roten Röschengang.

Sie tastete sich vorsichtig die Stufen hinauf in das düstere Gewölbe, wo die Lumpensammler hausten.

Die Moderluft, die ihr entgegenwehte, nahm ihr zuerst den Atem. Allmählich erst unterschied sie in dem fahlen Dämmerlicht die Haufen aufgetürmter Lumpen und Knochen, die den faulen Postgeruch ausströmten. Auch Miesens erkannte sie, die ineinandergefrümmte vor einem der Haufen hockte und die schmutzigen Lippen mit müder Hand fortierte. Nicht weit von ihr saß auf einer Kiste, die Pfeife im Munde, die Ellbogen auf die Knie gestützt, ein großer, starker Mann, Miesens Stiefvater.

„Du, ich konnte nachsehen, warum man dich nicht mehr sieht“, sagte Fintje.

Miese fuhr zusammen, hob nur für einen Augenblick das blasse, schöne Gesicht und arbeitete weiter. Fintje ließ sich durch den kühlen Empfang nicht entmutigen. Sie nahm ihre Röcke zusammen und stieg durch das Gerümpel zu Miesens hinüber.

„Du bist mir doch nicht böse, Miese?“

„Nein, Fintje, es ist sehr gut von dir, daß du zu mir kommst“, gab die Freundin leise zur Antwort.

Der Mann auf der Kiste nahm die Pfeife aus dem Munde. „Eine Freundin, he? Mädchen haben immer Freundinnen, das ist so!“ Darauf lachte er, als habe er einen Witz gemacht, und ließ die beiden Mädchen nicht mehr aus den Augen. Die füllten deutlich den neugierigen, unverschämten Blick des Mannes und vermochten sich unter diesem Banne nur in ungeschickter, abgebrochener Weise zu unterhalten.

„Gib's zu viel Arbeit, kommst du darum nicht mehr? Bist du krank?“

Miese schüttelte immer nur den Kopf.

„Du kriegst keine Antwort von ihr“, sagte der Mann, sich ins Gespräch mischend; „sie ist zu schüchtern. Das ist ihre Krankheit, ihr: übergroße Schüchternheit, sie fürchtet sich vor den Menschen, die sanfte, weiße Taube, darum geht sie nicht mehr aus dem Hause, he, Miese?“

Durch die niedrige Thür fiel ein Schatten. Es war Miesens Mutter, die von ihrem mühseligen Geschäftsgang heimkam. Sie wälzte den vollgestopften Sack ächzend von der Schulter und sah sich dann mit mißtrauischen Blicken die Gruppe an.

„Da hochst du wieder“, fuhr sie mit heiserer Stimme den Mann an, der sich seine Pfeife eben neu in Brand steckte.

„Hältst du sie wieder von der Arbeit ab? Und sie hat das Arbeiten doch wahrlich nötig! Und du?“ Das keisende Weib wandte jetzt Fintje ihr verwittertes Gesicht zu. „Was willst du hier? Miesens und — dem da die Zeit vertreiben? Wir haben keine Empfangsräume für Besucher hier, draußen ist bessere Luft als bei uns im Keller, besser und reiner, Mamsellen!“

„Ich komme schon noch mal wieder“, flüsterte Fintje der Freundin noch schnell ins Ohr. Diese schüttelte nur kaum merkbar den Kopf und hielt in ihrem sicherhaften Arbeiten nicht einmal inne, um der Kleinen Kameradin nachzusehen, wie die gleich einem verlogten Kätlein eilig aus dem Keller ins Freie huschte.

Draußen im Roten Röschengang stieß Fintje auf das Wantje, Miesens geliebte, kleine Schwester, die da mit ein paar bunten Papiersegen spielte. Fintje streichelte den Kopf des kleinen Mädchens. „Tag, Wantje!“ Das Kind hatte dasselbe feine madonnenhafte Gesicht wie die große Schwester, es sah Fintje aus seinen klaren blauen Kinderaugen sehen und ängstlich an.

Ja, das war das Wantje, von dem Miese so gern und so zärtlich sprach.

Tief atmete Fintje auf, als sie um die Ecke der Hoogstraat bog. Ja, hier war reinere Luft als im Keller des Roten Röschengangs, Miesens Mutter hatte recht gesagt.

Sie schüttelte sich. Der eble Modergeruch hatte sich an ihre Kleider geheftet, ja, ihr war, als sei er bis in ihre Seele gedrungen und lastete da schwer, wie eine unheilvolle Ahnung.

Der Sommer senkt seine brütende Hitze auch in die Hoogstraat. Dann nimmt sie sich aus wie die Straße einer südlichen Stadt. Die Menschen leben vor den Lüren und versperren stellenweise den Verkehr, die Gerüche hängen stagnierend in der Luft unter dem tiefblauen Himmel. Müde lehnen sich die Häuser aneinander und sehen noch verfallener und elender drein als sonst. Das Leben der Menschen aber regt sich weiter. Von dem bunten Gewimmel in all den Gassen und Gängen steigt ein unaufhörliches Geseumm, wie von schwirrenden Fliegen, in die stille Luft.

Fintje wanderte langsamer heim als sonst. Erdrückend schwül war's heute in Madame Gérards Atelier gewesen, so daß die Hände der jungen Arbeiterinnen endlich ermattet in den Schoß gesunken waren. Unten vor dem Hause waren sie dann alle schweigsam auseinandergegangen, jede einsam ihres Weges.

Fintje hob düsternd die Augen zum blauen Himmel auf. Der Justizpalast ragte wie ein düsterer Schatten in die blendende Sommerhelle hinein. Sein Anblick gemahnte sie an die Freundin und deren abengläubische Scheu vor dem Steinkloß. Miese war nicht mehr zurückgekehrt ins Atelier, und Fintje hatte nicht den Mut gefunden, noch einmal in ihre ungemütliche Heimatstätte einzudringen.

Es mußte etwas zu sehen geben, höher hinauf in der Hoogstraat. Jemandein Unglücksfall. Es gab so oft dergleichen zu sehen im Quartier des Marolles, aber bis



Leute rannten immer wieder begierig hinzu. Fintje selbst war früher immer mitzulaufen, heute war es ihr zu heiß.

Ihre Neugier wurde erst wach, als sie gewahr wurde, daß der Menschenmüel eben vor dem roten Rösschengang stand, und als sie von Vorüberlaufenden die Worte huffing: „Bei Lumpensammlers . . . Polizei . . .“

Nun lief Fintje mit. Sollte Miefens böse Wohnung Wahrheit geworden sein? Wurde da Miefens großer Bruder von der Polizei geholt? Sie fragte nach rechts und nach links, was passiert sei. Da bekam sie endlich eine Antwort, die ihr wie ein giftiger Stich ins Herz fuhr, daß sie bleich wurde, und daß die Knie ihr zu zittern begannen.

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Nichts ist dem Auge so schön als die Wahrheit der Seele.  
M. Seeger.

### Im Griesheimer Gefangenenlager.

Aus Darmstadt wird uns geschrieben:

Reinliche Ordnung und strengste Sauberkeit, das ist der erste und bleibendste Eindruck, den man beim Betreten des Griesheimer Gefangenenlagers empfängt, und das Lager selbst ist ein Meisterwerk deutscher Schöpfungskraft: eine Stadt von mehr als 10 000 Einwohnern, allerdings nur männlichen, ist in überraschend kurzer Zeit aus dem dünnen Sandboden emporgestiegen und heute mit elektrischem Licht, Kanalisierung, Dampfheizung, Fernsprecher und allen Einrichtungen der Neuzeit ausgestattet. Franzosenheim heißt die neue, mit amerikanischer Schnelligkeit entstandene Stadt im Volksmunde, die die französischen Gefangenen im Bereiche des 18. Armee-Korps (Frankfurt a. M.) aufnehmen hat. Nur Mannschaften: die Offiziere mußten von ihren Leuten getrennt werden und wurden gesondert in Mainz untergebracht. Eingeteilt ist die kleine Armee von Gefangenen in 5 Bataillone, deren jedes ein besonderes eingezäuntes und getrennt verwaltetes Quartier bewohnt. Die Mitte der Stadt nimmt ein hölzerner Turm mit weithin sichtbarer Uhr ein, die das Leben und Treiben den Tag über regelt. Das Lager treibt Selbstbewirtschaftung schon aus Gründen der Sparsamkeit. Wirtschaften- und Wohnräume sind streng geschieden. Jede der Bataillonsküchen enthält vier gewaltige Dampfkessel zur Bereitung der Mahlzeiten, die deutsche Oberköche mit französischen Hilfskräften leiten. Von der Treflichkeit der Verpflegung konnten wir uns selbst überzeugen; am Besuchstage gab es Rinderpöleffleisch mit Karotten und Kartoffeln in einer Zubereitung, wie sie auch in einem städtischen Haushalt nicht besser sein kann. Die Portionen sind so reichlich bemessen, daß sie nur selten ganz verbraucht werden. Abends gab es Konserbensuppe mit Kartoffeln und Zusatzbrot, und ähnlich war die Kost für die übrigen Tage bestimmt, abwechslungsreich und gut, und wenn mancher meint, man müsse die Gefangenen durch knappe Kost kasten und für das hüben lassen, was die Schreier und Geher in Paris gesündigt haben, so muß demgegenüber mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß völlerrechtsmäßig den Gefangenen dieselbe Kost zusteht, wie den eigenen Truppen.

Die rein menschlichen Gesichtspunkte, die für uns Varenen für die Behandlung der Gefangenen gelten, zeigen sich in allen Einrichtungen des Lagers. Jedes Bataillon besitzt eine besondere Parade für Unterhaltung und Unterricht. So hat sich jedes Bataillon ein Theater gebaut; Musik, Vorklang, Orchester, alles ist vorhanden, gespielt wird wöchentlich, dreimal Schwänke wechseln mit Vaudevilles, Kabaret und Varietévorfstellungen ab, und schauspielerisch oder artistisch veranlagte Leute finden sich in großer Zahl, abgesehen von den vorhandenen Berufschauspielern und Musikern. Doch die Konkurrenz der fünf Kunstinstitute, in denen die Frauenrollen natürlich von Männern dargestellt werden, treibt auch hier üppige Blüten: überall kleben Reklamaplakate; von Gefangenen oft mit künstlerischem Schwünge und blühendem Humor entworfen, die von einem Theater zum andern loden. Eine ständige Figur auf diesen bunten Plakaten ist der gefangene Violon, der stets ein ungemein vergnügtes Gesicht macht. Die Einnahmen aus dem Billeterverkauf fließen der Unterhaltungskasse des Bataillons zu und finden zum Teil auch für Unterrichtszwecke Verwendung. Beschlüsse sind in großer Zahl vom Unterrichtsprofessor ins zum Volksschul-

lehrer vorhanden; Unterricht wird nicht nur in französischer Sprache und Orthographie und den übrigen Elementarfächern erteilt, sondern auch in Buchhaltung, Stenographie, Handels- und bürgerlichem Recht, usw. und sogar in höheren Fächern wie Geschichte, höherer Mathematik, Philosophie, Kunstgeschichte u. a. m. Wer von den Gefangenen Fleiß und Anlage besitzt, kann sich in der ungewöhnlichen Ruhe des Gefangenenlebens zum Privatgelehrten ausbilden. Jedes Bataillon verfügt ferner über eine Bibliothek französischer Werke. Am häufigsten sind die Namen Ohnet, Rouille, Daudet vertreten. Weniger Jola. Dantes göttliche Komödie fand ich in einer französischen Übersetzung, ebenso Goethes Faust; von Engländern stieg ich auf Dyer, Bulwer und Darwin. Einen breiten Raum in den Unterhaltungen der Gefangenen nimmt der Sport ein. Ein Spielplatz von Abmessungen, die manchen Klub einer Mittelstadt neidisch machen können, dient dem Fußballspiel; verschiedene Klubs, die sich natürlich als erstes Erfordernis eine besondere Sportkleidung zugelegt haben, messen dort ihre Kräfte; bei meistent Besuche war gerade eine blau-weiße Gruppe im Siege gegen eine schwarz-weiße . . .

Die gefangenen Franzosen machen durchweg einen recht guten Eindruck, nichts von Niedergeschlagenheit, wie ihn deutsche Truppen in gleichen Verhältnissen zeigen würden, aber auch nichts von Verbissenheit und Haß, wenigstens nicht sichtbar. Offen und frei, oft in scherzhafter Form werden unsere Fragen beantwortet, hin und wieder wird sogar die Absicht geäußert, nach dem Frieden in Deutschland zu bleiben, wo so ganz andere Ordnung herrscht als jenseits der Vogesen. Prächtige Gestalten sind namentlich unter den mit dem heimischen Holzschuh herumstapfenden Nordfranzosen zu finden, die nun freilich unter dem rauheren Klima leiden. In dessen fehlt es nicht an Wollfächern, die als Liebesgaben aus Frankreich kommen. Diese, trostlos geküßter sieht man überall; für ein deutsches Auge eine etwas sonderbare militärische Bieder.

Die glänzende Tat- und Organisationskraft, die im deutschen Volke lebt, hat ihren Eindruck auch auf die Gefangenen nicht verfehlt, wie so manche widerwillig anerkennende Äußerung aus französischem Munde zeugt. In dem Bewußtsein, daß wir das Los des gefangenen Feindes stets so weit wie irgend möglich zu erleichtern bemüht sind, weil wir in ihm den Menschen und Bruder sehen, der nur seine Pflicht tat, wenn er gegen uns kämpfte, dürfen wir uns auch dieser zaghaften Anerkennung freuen, die vielleicht für eine zukünftige Baurteilung des deutschen Wesens in den feindlichen Ländern nicht bedeutungslos ist. (Zens. Bl. Gie.)

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Das Museum des deutschen Handels in Paris. So unglaublich es auch klingen mag: es gibt jetzt, mitten im Kriege, ein deutsches Handelsmuseum in Paris. Und dieses Museum blüht nicht etwa im verborgenen; es ist ein höchst offizielles Unternehmen, und sein Gründer ist der Leiter der Pariser Handelskammer. Das Museum, das in einem eigens für diese Veranstaltung erworbenen Hause in der Rue Notre-Dame-de-Victoires untergebracht wurde, enthält, wie der „Temps“ berichtet, die verschiedensten Gegenstände deutscher Produktion, die man in Frankreich aus den noch vom Frieden vorhandenen Gegenständen aufreiben konnte. Das Bemerkenswerteste an diesem höchst interessanten Unternehmen ist der Zweck, den es verfolgt: „Es soll hierdurch“, wie es wörtlich heißt, „den französischen Industriellen und Kaufleuten ermöglicht werden, die Methoden kennen zu lernen, mit denen diese es den Deutschen im Frieden gelungen war, eine überragende Stellung auf dem Weltmarkt zu erreichen.“ Der „Temps“ hofft, daß man durch sachverständige Ausstellung deutscher Erzeugnisse die französischen Handelskreise in den Stand setzen könne, ebenso erfolgreich zu arbeiten. Denn um eine wirksame Konkurrenz aufnehmen zu können, müsse man genau über das unterrichtet sein, was der Gegner vornehme, und dies eben ist die Aufgabe des deutschen Handelsmuseums in Paris. Der Besuch des Museums ist jedoch nicht völlig öffentlich. Der Eintritt ist nur den französischen Fabrikanten gestattet. Die Fabrikanten werden in Gruppen durch die Räume geführt, und die Vertreter eines jeden Handelszweiges sollen durch Sachverständige in die Geheimnisse des deutschen Handelsverfolges eingeführt werden.



Es handelt sich hierbei hauptsächlich um die einzelnen Herstellungsmethoden und um die Preislage der verschiedenen Erzeugnisse. Vertreten sind Artikel aus Stahl, Porzellan und Glas, Uhren, Stoffe, Spielwaren und verschiedenes andere. Die Spielwaren sind, wie der „Tempo“ sich entschließen läßt, besonders hervorragende Erzeugnisse. Es gibt darunter die verschiedensten Puppenarten, kleine Lokomotiven, technische Spielwerke, deren billiger Preis bisher in Frankreich niemals erreicht werden konnte. — Es entbehrt nicht der Bemerkung, daß die Begeisterung der Pariser Zeitungen über die Erzeugnisse des deutschen Handels vor Augen zu führen, — derselben Zeitungen, die in der nächsten Spalte mit ebenso viel Eifer bemüht sind, den Deutschen allen Verstand und alle Nützlichkeit abzusprechen. Merken die Franzosen nicht, daß die Errichtung dieses seltsamen Museums die größte Guldigung an Deutschland bildet, die überhaupt nur möglich war? Und noch dazu eine Guldigung, die sie sich hätten ersparen können: denn kann man wirklich in Frankreich glauben, daß es genügt, deutsche Waren zu betrachten, um mit einem Schläge die Fähigkeiten der deutschen Industrie in sich aufzunehmen? . . .

Was die Mannschaft des „Glan Mactavish“ mit der „Möve“ erlebte. In dem zwei Spalten langen Bericht des „Daily Telegraph“, der die Erzählungen der Mannschaften des von der „Möve“ versenkten englischen Dampfers „Glan Mactavish“ wiederholt, finden sich zahlreiche, noch nicht bekanntgegebene, interessante Einzelheiten. Die 18 Offiziere und Mannschaften des „Glan Mactavish“, die aus Teneriffa in Tilbury anlangten, wurden sofort von Reportern bestrahlt. „Das Gescheh mit der Möve“, erzählte der dritte Offizier, „sahm Sonntag, den 16. Januar, statt. Wir begegneten der „Möve“ gegen Abend und hielten sie für einen harmlosen Rauffahrer. Während wir ohne Richter fuhren, hatte die „Möve“ sorglos ein Licht am Vordermast. Sie war von einem anderen Dampfer begleitet, der sich später als der gekaperter „Appam“ entpuppte. Nach einer Schilderung des kurzen Kampfes — der „Glan Mactavish“ hatte ein Geschütz an Bord — erzählt der Offizier, wie deutsche Mannschaften an Bord des englischen Schiffes kamen: „Wir wurden auf Deck aufgestellt und dann in Boaten nach der „Appam“ gebracht, wo man uns für Kriegsgefangene erklärte. Hierauf brachte man uns in einer Silonzhütte 1. Klasse unter. Am nächsten Tage wurden wir auf die „Möve“ übergeführt.“ Mit großer Anschaulichkeit schildern die englischen Schiffsleute weiter, wie sie nacheinander als bewachte Passagiere und höchst unfreiwillige Zeugen der Eroberungsjüge der „Möve“ eine Zeitlang mitwirkten: „Die schlimmsten Stunden, die wir erlebten“, erzählt einer der Engländer, „waren die Zeiten, in denen die „Möve“ gegen englische Dampfer feuerte. Wir saßen in der Kajüte hinter Verschlüssen, sahen nichts, sondern hörten nur den Lärm der Geschütze. Schließlich halfen wir uns, indem wir auf einem in einer Eise aufgefundenen alten Grammophon Nieder spielten. Die „Möve“ mußte mit der gekaperten „Westburn“ einen englischen Kreuzer passieren. Man ließ uns arlos vorbeieilen. Bei dieser Gelegenheit sagte ein deutscher Offizier: „Wenn ich der Kapitän dieses britischen Kreuzers wäre, würde ich mich selbst erschießen.“ Die Engländer wurden, wie sie selbst berichten, von der Mannschaft der „Möve“ ausgezeichnet behandelt: „Wir wurden sehr gut behandelt. Viel besser, als wir erwartet hatten. Zum Frühstück bekamen wir schwarzen Kaffee mit Zucker und gutes Brot. Zu Mittag erhielten wir kräftige Fleischsuppen, Brot und Tee, sowie Kartoffeln und Gemüse. Morgens und abends durften wir je eine Stunde unter Bewachung auf dem Deck spazieren gehen. Auch konnten wir uns für einen Penny rasieren und die Haare schneiden lassen. Man erlaubte uns auch, zu rauchen: Zigaretten und Tabak konnten wir in der Schiffsantenne kaufen. (Zens. Wln.)

Portugiesisch — eine „Sprache des Teufels und der Hölle“. Man hat sich oft bemüht, aus der Sprache eines Volkes und dem Munde dieser Sprache die Seele und wahre Sinnesart einer Nation zu erkennen. Wollte man ein derartiges Mittel bei unseren neuesten Feinden, den Portugiesen, anwenden, so würde man wohl zu keinem sehr günstigen Ergebnis gelangen. Auf den Fremden macht die Sprache der Portugiesen den dermaßen unangenehmen Eindruck. So hat Kaiser Maximilian von Mexiko in seinem Buch „Aus meinem Leben“ das Portugiesisch die Sprache des Teufels genannt. „Wer nicht Portugiesisch gehört hat“, so erklärt er, „der weiß nicht, wie der Teufel mit seiner Großmutter spricht; denn so

etwas Knäufendes, Pfäufendes, Mäufendes, Brünzandes, solch ein bizarriges, plattbaumiges Näseln durch ein Zusanmentragen aller gemetzten, unangenehmen Laute kann nur der Teufel in seinem Zorn erfinden. Es hat im Munde oder vielmehr im Mißlinge viel Ähnliches mit dem Russischen, das aber doch dagegen noch eine schöne Sprache ist.“ Nicht viel anerkennender spricht sich Ludwig Tieck, der ein feiner Kenner der rommischen Sprachen und ihrer Literaturen war, über die Fehler der portugiesischen Sprache aus. In seiner Novelle „Wunderlichkeiten“ meint er: „Das ist eine kuriose Sprache, die wir noch immer kindisch vorkommt. Menschen, die das R wohlkautender als das L finden, welches sie fast ganz aus ihrer Sprache verbannt haben, sind mir ganz ungreiflich. Freilich sagt man, daß sie das R auch fast gar nicht ansprechen, wie sie es auch beinahe mit dem N machen. So verschluckt der Portugiese fast alles und spricht und seufzt mehr innerlich, als daß Mund und Lippen die Silben ausstönen lassen. Die meiste Beschäftigung hat noch die Nase, weit mehr als selbst im Französischen. Das klingt freilich wie Perle und Saugschweinchen.“

Die Bibliothek König Peters. Bei der Flucht König Peters über die Grenzen seines von den deutsch-österreichischen Truppen überfaketen Landes mußte unter anderen Besitztümern und Dokumenten des serbischen Hofes auch die Bibliothek des Königs zurückgelassen werden. Sie wurde nach den Ausführungen des Berichterstatters der New York: „Times“ unter die Obhut eines österreichischen Belehnten gestellt, der den Bücherbestand sorgfältig aufnahm und katalogisierte und dabei eine Fülle von Beobachtungen machte, die der zur Zeit der Besetzung in Serbien weilende Berichterstatter des amerikanischen Blattes wiedergibt. Die Bibliothek König Peters ist, neben dem rein bibliophilen Interesse, auch politisch und als Charakteristikum für die Person des Königs für uns von Bedeutung. Sie umfaßt etwa 300 000 Bände. Die älteste Buchausgabe stammt aus dem Jahre 1528, im übrigen sind nur wenige durch ihr Alter wertvolle Bände vorhanden. Von König Milan begründet, wurde die Bibliothek unter der Dynastie Obrenowitsch erweitert, ferner sind die Bücher gekennzeichnet, die vor der Thronbesteigung der Familie Karageorgiewitsch gehörten, sowie jene Bände, die in der Regierungszeit König Peters einverleibt wurden. Die Bücher der Karageorgiewitsch vor der Thronbesteigung enthält zahlreiche wissenschaftliche Werke, besonders solche über Naturgeschichte und Naturphilosophie. Der Berichterstatter schließt hieraus, daß die Karageorgiewitsch eine Liebhaberei für Naturwissenschaften an den Tag legten, die allerdings — nach den vorhandenen Büchern zu schließen — nie über einen gewissen Dilettantismus hinausging. Bemerkenswert und auch bezeichnend für die politischen Sympathien der Karageorgiewitsch ist der große Einfluß, den die französische Literatur, besonders während der letzten zwei Jahrzehnte, auf die Bibliothek des Serbenkönigs ausübte. So finden sich viele französische Drucke, und als Gegenstück fällt der Umfang deutschfeindlicher Literatur auf. Bezeichnend ist auch die reiche Literatur englischer und französischer Werke über den Balkan, wobei es sich zum Teil um Reisebeschreibungen sowie politische Bücher jüngeren Datums handelt, die in der Mehrzahl als Geschenkwerke mit der persönlichen Widmung der Verfasser der Bibliothek überwiesen worden waren. Die Arbeitsbibliothek des Königs ist ziemlich klein und beschränkt sich hauptsächlich auf Kriegspolitil und den großserbischen Gekanten. Ein großer Teil der Bibliothek läßt auf die große Eitelkeit des Königs schließen, der sich durch jede persönliche Widmung einer Druckschrift äußerst geschmeichelt fühlte. Dieser Teil birgt eine Fülle von Provinzialblättern und kleinen Zeitschriften, die „König-Peter-Sondernummern“ herausgaben. Die große Menge solcher mit dem Bild des Königs und den serbischen Landesfarben ausgestatteten Sondernummern weist obskurer Blätter zeigt, daß König Peter ein reiches Maß von Eitelkeit an den Tag legte, das von findigen Zeitungsleuten auf höchst primitive Weise in Geld umgesetzt wurde. Eine andere Art, vom Hofe Taschengelder zu beziehen, bestand anscheinend in der Veröffentlichung und Widmung von Militärmärchen. So finden sich zahllose, höchst merkwürdig ausgestattete Märchenausgaben, auf deren Umschlagseiten der Kopf des Königs zwischen zwei serbischen Flaggen prangt. Im übrigen scheint König Peter sich hauptsächlich mit sehr leichter Unterhaltungsliteratur beschäftigt zu haben. Besonders sind französische Romane nicht gerade literarischer Art in großer Zahl vertreten.